

Das Publikationswesen im 21. Jahrhundert

B. Mittermaier

Forschungszentrum Jülich GmbH, Zentralbibliothek

Seit Gründung der ersten wissenschaftlichen Zeitschriften „Journal des sçavans“ und „Philosophical Transactions of the Royal Society“ im Jahr 1665 hat es bei der Zahl der Zeitschriften und der Zeitschriftenartikel ein gigantisches quantitatives Wachstum gegeben.¹ Die qualitative Entwicklung war in den ersten 300 Jahren dagegen eher überschaubar. Zu nennen wären z.B. Referateorgane, mit deren Hilfe die Publikationsmenge halbwegs überschaubar bleiben sollte. Inzwischen reicht auch dieses Hilfsmittel nicht mehr aus. Mit dem Aufkommen elektronischer Zeitschriften in den 1980er und 1990er Jahren [1] wurde der Grundstein dafür gelegt, dass das weitere Wachstum überhaupt möglich war – in gedruckter Form wäre diese Zeitschriftenmenge in aller Regel nicht mehr handhabbar. Weitere Vorteile des elektronischen Publizierens sind u.a. die schnellere globale Verbreitung neuer Inhalte und die Möglichkeiten, die sich durch Hyperlinking ergeben – man kann nicht nur innerhalb der Publikation gezielt an einzelne Stellen „springen“, sondern auch zitierte Publikationen direkt ansteuern. Weiterer Verbesserungsbedarf ist aber trotzdem vorhanden; drei Aspekte sollen in diesem kurzen Beitrag genannt werden:

1. Medienbruchfreie digitale Prozesse

„Lebensmittelchemie“² erscheint beim Verlag Wiley-VCH GmbH. Der Verlag unterhält zwar ein System zur Einreichung von Publikationen, Beiträge für die „Lebensmittelchemie“ müssen aber laut Autorenrichtlinien [2] per Email an den Redakteur der Zeitschrift gesandt werden. Zwar ist auch letzteres elektronisch, stellt aber dennoch einen Medienbruch dar. Für Autor*innen mag dies keinen

¹ Die Zahl der Einträge im Web of Science (Fa. Clarivate) enthält für die Jahre 1900 – 2019 65,5 Millionen Einträge; die Verteilung ist dabei sehr schief: So wurden im letzten Jahrzehnt (2010 – 2019) deutlich mehr Artikel publiziert als in den ersten acht Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts zusammen.

² Diese Zeitschrift wird hier nur exemplarisch genannt; ähnliche Aussagen können zu sehr vielen Zeitschriften und zu sehr vielen Verlagen getroffen werden.

großen Unterschied machen; für die Erfassung des Publikationsaufkommens, wie es z.B. im Rahmen der DEAL-Verträge [3] notwendig ist, stellt es ein massives Problem dar. Studiert man die Autorenrichtlinien [2] weiter so stellt man fest, dass viele Bestimmungen offenbar aus dem Print-Zeitalter stammen (und selbst da schwer nachvollziehbar waren) wie ein allseitiger Seitenrand von ca. 3 cm und ein 1,5-facher Zeilenabstand. Umgekehrt werden Vorteile elektronischen Publizierens nicht genutzt, so sehen etwa die Literaturhinweise nicht vor, dass (persistente) Links wie z.B. eine DOI angegeben werden.

2. Autor*innenidentifikation

Laut der datenbank InCites (Fa. Clarivate), die z.B. zur Forschungsevaluation verwendet wird, ist „Suzuki, T“ mit 15.865 Publikationen seit 1980 (Stand 28.08.2020) der weltweit produktivste Mensch. Diese Zahl ist natürlich unsinnig; hinter „Suzuki, T“ verbergen sich eine Vielzahl von Namen wie „Suzuki, Takenobu“ oder „Suzuki, Takahiko“, die wiederum zu unterschiedlichen Personen gehören. Ein erster Ansatz zur Abhilfe ist es, die Namen der Autor*innen unter Verwendung der ausgeschriebenen Vornamen auf Publikationen anzugeben.³ Ein durchgreifender Erfolg ist damit aber noch nicht möglich, da es viele „John Smith“ und „Petra Müller“ gibt. Daher haben Datenbankanbieter Systeme von Identifikationsnummern entwickelt wie die ScopusID (Elsevier) oder die ResearcherID (Clarivate). Deren Problem ist allerdings, dass sie nur innerhalb des jeweiligen Systems verwendbar sind. Die Lösung brachte erst eine gemeinsame Initiative von Verlagen, Forschungsförderern und Forschungsorganisationen: ORCID. Aus der 2010 gegründeten „Open Researcher Contributor Identification Initiative“ ging die internationale non-profit Organisation ORCID hervor. Sie vergibt an Personen eine anbieterunabhängige, eindeutige Identifikationsnummer, die ORCID-ID. ORCID-IDs bestehen aus 16 Zeichen, die in Vierer-Gruppen geschrieben werden, welche durch Bindestriche getrennt sind. Ein Beispiel für eine ORCID-ID (die des Verfassers) ist 0000-0002-3412-6168. Mit jeder ORCID-ID ist automatisch eine Webseite assoziiert, die genutzt werden kann, um die Vita

³ Auch bei der „Lebensmittelchemie“ werden nur Initialen angegeben.

und die eigenen Publikationen darzustellen und zu verlinken. Dies ist ein völlig freiwillig nutzbares Zusatzangebot; der eigentliche Zweck ist die plattformübergreifende Identifizierung einer Person und die zweifelsfreie Zuordnung ihrer Publikationen. Nach der kostenlosen Registrierung bei ORCID kann man bereits vorhandene Publikationen manuell erfassen oder in verschiedenen Datenbanken danach suchen und dann automatisch nach ORCID importieren. Bei neuen Publikationsvorhaben ist es bei sehr vielen Verlagen möglich und bei über hundert Verlagen sogar notwendig [4], eine ORCID-ID anzugeben. Derzeit sind weltweit über 9 Millionen ORCID-IDs vergeben [5]. In Deutschland unterstützt das DFG-geförderte Projekt ORCID DE [6] die Verbreitung von ORCID. Durch das Projekt wird u.a. die gemeinsame Mitgliedschaft deutscher Universitäten und Forschungseinrichtungen bei ORCID administriert. In diesem Zusammenhang wurde ORCID auch aus datenschutzrechtlicher Sicht bewertet. Das Gutachten [7] fiel positiv aus; u.a. weil ORCID durch seine Privacy-Funktionen das Recht auf informationelle Selbstbestimmung der Nutzer*innen unterstützt. ORCID bietet somit eine tragfähige Grundlage zur Darstellung und Evaluierung von Publikationsleistungen und verdient Unterstützung – auch von den Leser*innen der Zeitschrift „Lebensmittelchemie“ in ihrer Publikationstätigkeit sowie von der Zeitschrift selbst. Obwohl Wiley zu den Verlagen zählt, die eine ORCID-ID bei der Publikation fordern [4], ist dieser Anspruch bei „Lebensmittelchemie“ noch nicht umgesetzt. Zusätzlich zur konsequenten Einbindung in Workflows sollten die ORCID-IDs außerdem mit Einrichtungs-IDs⁴ verknüpft werden, um so auch die zweifelsfreie Zuordnung von Publikationen zu Einrichtungen zu ermöglichen.

3. Open Access

Im Print-Zeitalter war es das (scheinbar) normale Geschäftsmodell, dass Leser*innen (bzw. deren Einrichtungen) für den Kauf von Publikationen

⁴ Bei Einrichtungs-IDs, die hier nicht weiter behandelt werden, gibt es derzeit noch mehrere miteinander konkurrierende Systeme.

bezahlen, das Publizieren selbst aber kostenfrei⁵ ist. Hintergrund des Konzepts ist sicher auch, dass Autor*innen urheberrechtlich geschützte Werke zum Beispiel in der Belletristik auch deshalb verfassen und mit Hilfe von Verlagen publizieren, um damit Geld zu verdienen. Zu berücksichtigen ist des Weiteren, dass zwar die Kosten des ersten Exemplars („first copy costs“) die Gesamtkosten dominieren, dass aber auch jedes weitere ausgelieferte Buch und jedes Zeitschriftenheft zusätzliche Kosten verursacht. Für wissenschaftliche Publikationen passt dieses Geschäftsmodell aber nur bedingt: Autor*innen verdienen in der Regel nichts (Zeitschriften) oder sehr wenig (Monographien) mit ihren Werken⁶, was aber auch nicht schlimm ist: Ihr Anliegen ist die Veröffentlichung und Verbreitung ihrer Forschungsergebnisse, nicht die Monetarisierung der Publikation. Auf Verlagebene ist bei elektronischen Publikationen der First-Copy-Effekt dominierend: die Kosten, die der Verlag mit einem Artikel hat, sind praktisch unabhängig davon, ob ihn zehn, zehntausend oder zehn Millionen Menschen lesen. Dies führt – neben vielen anderen Begründungen [8, 9] – zur Überlegung, ob für elektronisch verbreitete wissenschaftliche Zeitschriften nicht ein anderes Geschäftsmodell adäquater wäre: Open Access. Auf Seite der Nutzer*innen ist dabei stets der Zugriff sowie – abhängig von den konkreten Bedingungen, die meist durch eine Creative Commons-Lizenz [10] festgelegt sind – die Nachnutzung der Publikation kostenfrei. Unter wirtschaftlichen Aspekten betrachtet gibt es zum einen „Gold Open Access“, bei dem Autor*innen (bzw. in den meisten Fällen deren Einrichtungen) eine Publikationsgebühr (Article Processing Charge, APC) bezahlen. Ein Modell völlig ohne unmittelbaren Geldfluss ist „Diamond Open Access“ (auch: „Platinum Open Access“), bei dem eine Einrichtung, eine Fachgesellschaft oder ein Forschungsförderer die Kosten der Zeitschrift bestreitet. [11] „Lebensmittelchemie“ ist Bestandteil des DEAL-Wiley-Vertrags

⁵ De facto ist dies oftmals nicht der Fall: Publikationen von Monographien erfolgen oftmals nur gegen Entrichtung von Druckkostenzuschüssen; für die Publikation in Zeitschriften verlangen Verlage zum Teil vierstelligen Gebühren für Titelbilder, Farabbildungen oder Überlänge.

⁶ Ausnahmen sind z.B. Lehrbücher und juristische Literatur. Letzteres erklärt auch, warum das von Juristen geschriebene Urheberrecht so wenig wissenschaftsadäquat ist.

[3], allerdings „am Katzentisch“. Im Unterschied zu den meisten anderen Zeitschriften wie z.B. „Angewandte Chemie“ werden hier die Publikationen nicht Open Access veröffentlicht, sie sind lediglich „Free to Read“ für alle Einrichtungen, die am DEAL-Vertrag teilnehmen. Aus Sicht der Zeitschrift nicht unbedingt die glücklichste Lösung, denn diesem freien Lesezugriff stehen keine Einnahmen gegenüber. Falls aber das Gold Open Access-Geschäftsmodell unpassend zum Charakter einer Mitgliederzeitschrift der Lebensmittelchemischen Gesellschaft erscheint, so wäre das Diamond Open Access-Modell einer Überlegung durch die Fachgesellschaft wert.

Literatur

1. Keller A (2006) Elektronische Zeitschriften. Eine Einführung. Harrassowitz, Wiesbaden
2. Lebensmittelchemie – Hinweise für Autoren
https://onlinelibrary.wiley.com/pb-assets/assets/15213811/2090_guidelines-1597839859997.pdf (aufgerufen am 20.09.2020)
3. Sander F, Herrmann G, Hippler H, Meijer G, Schimmer R (2019) Projekt DEAL – John Wiley & Son Publish and Read Agreement.
<https://doi.org/10.17617/2.3027595>
4. ORCID Open Letter - Publishers <https://orcid.org/content/requiring-orcid-publication-workflows-open-letter> (aufgerufen am 18.09.2020)
5. ORCID Statistics <https://orcid.org/statistics> (aufgerufen am 18.09.2020)
6. ORCID DE. Förderung der Open Researcher and Contributor ID in Deutschland <https://www.orcid-de.org/> (aufgerufen am 18.09.2020)
7. Schallaböck J, von Grafenstein M (2017) ORCID aus datenschutzrechtlicher Sicht: "Gutachten im Auftrag des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Projektes ORCID DE zur Förderung der Open Researcher and Contributor ID in Deutschland" iRights.Law Rechtsanwälte, Berlin
<https://doi.org/10.2312/lis.17.02>

8. Berliner Erklärung über den offenen Zugang zu wissenschaftlichem Wissen (2003) https://openaccess.mpg.de/68053/Berliner_Erklaerung_dt_Version_07-2006.pdf (aufgerufen am 18.09.2020)
9. Suber, Peter (2012) Open Access. MIT Press, Cambridge 2012
<https://mitpress.mit.edu/books/open-access> (aufgerufen am 18.09.2020)
10. Creative Commons: Mehr über die Lizenzen
<https://creativecommons.org/licenses/?lang=de> (aufgerufen am 18.09.2020)
11. Normand S (2018) Is Diamond Open Access the Future of Open Access?
IJournal: 3(2) <https://theijournal.ca/index.php/ijournal/article/view/29482>
(aufgerufen am 18.09.2020)